



THEODORA BAUER

Das Fell der Tante Meri

ROMAN · PICUS

hinaufgezogen, die schlaff an seinen Hüften gehangen ist. Ihm ist kurz das Zimmer vor Augen verschwommen, dann hat er auf die Brille am Nachtkastel gegriffen und das Klingeln dem Telefon zugeordnet. Er hat nach dem Hörer getastet. »Sprech ich mit Herrn«, hat er gehört, und dann hat es eine Pause gegeben, »sprech ich mit Herrn Ferdinand Meiningen?« Der Ferdl hat ins Telefon genickt. Dann hat er sich erinnert, dass der andere das nicht hören hat können. »Ja«, hat er gesagt, und unglücklicherweise ist ihm dabei der morgendliche Schleimpatzen hochgestiegen. Der Ferdl hat ins Telefon gehustet und sich dabei gleichzeitig

entschuldigt. Der andere hat pikiert in den Hörer geschwiegen. »Federmaier und Söhne«, hat er das Schweigen dann gebrochen, »Mit I. Notar.« »Mit I?«, hat der Ferdl gefragt und ist schön langsam aufgewacht. »Federmaier mit I«, hat er andere gesagt, und das I auffallend betont. Sogar die Stimme hat sich schmallippig angehört. »Notar. Darf ich Ihnen für Montag Morgen einen Termin in der Kanzlei anbieten?«

Eine halbe Stunde später ist der Ferdl noch immer auf dem Bett gesessen und hat in die Luft gestarrt. Draußen ist es schön langsam hell geworden, aber der Ferdl hat das Licht nicht wirklich gesehen. Er, der Ferdl hat etwas geerbt

gehabt. Er hat etwas bekommen. »Eine beträchtliche Summe«, hat der Notar ins Telefon gewispert und so viel Platz zwischen den Worten gelassen, dass sich der Ferdl sicher sein hat können, dass es sich um eine durchaus beträchtliche Summe gehandelt hat. Aber was soll er, der Ferdl, mit beträchtlichen Summen machen? Wie geht man mit so etwas um? Arm ist er nicht gewesen, aber beträchtliche Summen haben ganz eindeutig nicht zu dem Ferdl seinem Inventar gehört.

Der Ferdinand hat das Nachdenken über den Termin hinausgezögert bis zum Letzten. Er hat dem Treffen am Montag zugestimmt, aber übers Wochenende ist

er auch nicht gescheiter geworden. Die letzten beiden Tage ist ihm der Tod der Tante Meri und das, was ihn nun erwarten würde, im Nacken gesessen und hat auf seine Stimmung gedrückt. Der Ferdinand hat nicht daran gedacht. Er hat sehr viel Energie darauf verwendet, nicht daran zu denken, und trotzdem sind das Vorkommnis und seine Folgen wie eine Ölschliere auf seinem Bewusstsein dahingeschwommen, andauernd, wie eine Chemikalie, die man da besser nicht hineingegeben hätte und die nun ihre Kreise zieht in einer Pfütze, die sich ganz und gar nicht über diese Kreise freut. Der Ferdl hat ein paar schmale Schlucke aus einem Kaffeehägerl

gemacht und in die Dämmerung geschaut. Der Kaffee ist ihm bitter auf der Zunge gelegen. Er hat an die Ölschlieren gedacht, und dass er sich gerade mit einer Pfütze verglichen hat, mit einer Pfütze am Wegesrand, die sich vor dem nächsten Kind fürchtet, oder dem nächsten Blatt, oder dem nächsten Vogel, die umrühren in ihr, die den Dreck aufrühren und sie in Unordnung bringen. Der Ferdl hat gedacht, dass er zu viel denkt, und dass er, wenn er schon denkt, an etwas Spannenderes denken sollte als an Pfützen und Kinder, die hineinspringen. Und dann hat der Ferdl gedacht, dass er jetzt zu denken aufhören sollte, und hat beschlossen, das